

Die Maifestube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 32

Wotrowsk, 18. Oktober 1925.

Erscheint
jeden Sonntag

Das Manifest.

Wie der Zar die „Freiheit“ einführte.

Unter dem Druck der aufständischen Arbeiter und Bauern sah sich der Zar genötigt, am 17. (30.) Oktober 1906 ein „Manifest an das Volk“ über „Freiheiten und Bürgerrechte“ herauszugeben.

In einem revolutionären Viechen über das Manifest des Zaren heißt es:

Der Zar war erschrocken — und er lies ein Manifest:
„Freiheit den Toten, den Lebenden — Arrest!“.

Und wirklich, kaum war die Linde von der Unterschrift des Zaren auf dem Manifest getrocknet, als auch schon das Blut des Volkes auf den Straßen zu fließen begann. Und das geschah in der Residenz, vor dem Palais des Zaren. . .

Am 18. (31) Oktober begaben sich in Petersburg große Volkshaufen auf die Straßen, um die ihnen geschenkte „Freiheit“ zu probieren. Die Volksmengen wurden sofort von den zarischen Garbisten überfallen.

Mit den Säbeln wurde auf die „freien“ Bürger losgehauen, geschossen wurde salvenweise und „Patronen wurden“, wie der Befehl des Innenministers Trepows lautete, „nicht gespart.“

So begann des freie „Leben nach dem zarischen Manifest. . .

Doch nicht überall waren die Soldaten dem selbstherrlichen Zaren treu ergeben. Obgleich sie in ihrer Mehrheit auch nicht auf die Seite der Revolutionäre übergingen, so schossen sie doch ungern aufs Volk. Der Zar und seine Anhänger suchten deshalb nach einer Stütze unter

dem „Schwarzen Hundert“ (чёрная сотня) d. h. der Zarismus begann, die alten Vorurteile gegen die Juden und den Haß der unaufgeklärten Volksmassen gegen die Intelligenz, zu benutzen und gleichzeitig die dunklen Mächte gegen die revolutionären Arbeiter aufzuheizen.

Budenhändler, Landstreicher und verschiedenes Straßengefindel wurde unter der Führerschaft der russischen Popen und der Polizei vereint und wie eine Hundemeute gegen die Revolution losgelassen.

In den Städten begannen die „Pogroms.“

Mit dem Ruf: „Nieder mit den Juden, nieder mit den Studenten! Haut sie nieder, die Revolutionäre!“, mit wildem Gesang und Gegröle „Боже, царя храни!“ und „Снаси роднои, люди твои.“ erschlochten nun die Haufen des Gefindels und der Plünderer den Sieg für den „rechtgläubigen Zaren“. Die Plünderer und zarischen Nordbrenner drangen in die Häuser ein, raubten, vergewaltigten die Betber, folterten, sengten und brannten was ihnen in den Weg kam. . .

Die Polizei unternahm nicht nur keinen Maßnahmen gegen die Greuel, sonder half und unterstützte die Demolanten überall. Das Militär unternahm nichts, denn es hieß: „Не прашаемо прорать“. Wo aber Revolutionäre den Plünderern und Nordbrennern Widerstand leisteten mußte das Militär sofort Feuer auf die Revolutionäre eröffnen.

So fanden im Verlaufe einer einzigen Woche nach dem zarischen Manifest in über 100 Städten Pogroms statt, darunter in Kiew, Lomsk, Odeffa, Lwercj, Kaluga usw. Überall wurde mit der gleichen Grausamkeit vorgegangen und überall wur-

den die Pogroms von der Ortsgewalt gebudet und unterstützt.

Die Pogroms zeigten zur Genüge, daß der Zar durchaus nicht gewillt war, die im Manifest gemachten Versprechungen zu halten. Im Gegenteil, er wollte ohne Scheu mit allen Mitteln die Revolution niederringen, mit dem Blute des Volkes den Revolutionsbrand löschen.

Was blieb den Arbeitern und Bauern Rußlands, die um ihre einfachsten Menschenrechte so schmächtig betrogen wurden, übrig, als eine bewaffnete Wehr gegen den despotischen Zarismus zu organisieren? Die russische Burschuasie war nicht weniger vor die Arbeiter und Bauernrevolution erschrocken, als der Zar selbst. Denn die Revolution drohte, ihnen das Kapital und das Land zu nehmen. Und die Fabrikanten und Gutsbesitzer waren daher ganz zufrieden mit dem zarischen Manifest. Die Arbeiter und Bauern jedoch haben sich später in ihrer Oktoberrevolution ihr Recht geholt.

Artisten.

Wie kommen Sensationen zustande? das Ueberangebot auf allen Gebieten — auch auf dem Gebiet der Akrobatik — führt zu Außergewöhnlichen, zur Sensation

Wir sehen vor uns zwei 38 Meter hohe Gerüste, oben in den Spitzen durch Seile als Ganzes zusammen gehalten.

Es tröpfelt leise, der Himmel ist trübe und grau. Es ist 10 Uhr abends. Mächtige Fackeln in Höhe von 38 Meter durchbrechen das Dunkel mit ihrem Rotfeuer. Und da kommen die Artisten sich vorzustellen. Soll man sie bedauern?

Die Kühnheit dieser Menschen imponiert. Ihr Gesicht ist straff gespannt. Alles ist Muskel. Aber alles ist beherrscht. Jede Bewegung auch bei dem Mädchen. Die Leute haben nicht das Gefühl, daß sie das Genick brechen. Sie möchten sich produzieren — sie gehen auf in ihrer Arbeit. Keine Wimper zuckt, kein Nerv rebelliert. Der Manager spricht einige Worte, dann ist die „Vorstellung dem Publikum“

beendet. Die Artisten begeben sich an die Arbeit. Ein Kran, ein einfacher Flaschenzug zieht sie hoch — lautlos — 38 Meter, ein Mädchen und zwei Männer.

Die Sensation ist aufs höchste gesteigert. Das Rotfeuer fängt von neuem zu flammen an. Alle Köpfe halten angestrengt die Nackenmuskeln gespannt.

Die Augen der Zuschauer saugen sich gierig am Gerüst hinauf, hoch — höher.

Dort oben auf einem dünnen Drahtseil besteigt das Mädchen ein Fahrrad, an dem ist ein Trapez befestigt. An das Trapez freischwebend in der Luft klammert sich erst ein Artist, danach der andere.

„Los. . .“ Das Mädchen beginnt zu fahren, fünfzig Meter hat es zurück zu legen. . . . Warum fährt es nicht? Es hält plötzlich. Raum hat sich das Rad ein wenig nach vorn geschoben. Die Artisten unten, unter dem Rad, verschlingen Hände und Beine, wechseln die Plätze, dann zittert ein wenig das Seil. Die Atraktion, die Sensation setzt sich in Bewegung, endgültig. Langsam aber sicher produzieren sie sich. Wie ein Radfahrer auf dem Asphalt einer Straße fährt, so fährt das Mädchen, ruhig und sicher, und unter ihr machen die zwei Artisten derweil freischwebend, 38 Meter hoch Kunststücke. Krampfen sich ineinander, übereinander, schwingen sich vor und zurück. Auf der halben Strecke gibt es fünf Minuten Halt. . . .

Die Nackenmuskeln schmerzen, die Zuschauer rufen ängstlich: „Bravo“. Das Mädchen auf dem Rade wirft die Arme in die Luft: still! Stört uns nicht ihr Narren! Es geht weiter. Sicher, balanciert, zum anderen Ufer, und dann zurück.

Diesmal hängen sie beide mit dem Kopf nach unten. Das Rad bleibt zurück. Die Artisten kleben plötzlich mit den Fußsohlen an dem Seil freischwebend, Kopf nach unten. Rechts am Gerüst wird das Seil gewunden, jede Drehung gibt einen Ruck nach rechts, immer weiter, immer mehr, bis sie nach drüben gezogen sind. Fertig! Das Publikum klatscht, und zu der eben beendeten Atraktion geben die

vorbeibrausenden Eisenbahnzüge eine graufige Musik.

Der Flaschenzug hat die Artisten zu Boden gebracht. Diesmal haben sie den Hals nicht gebrochen (denn sie benutzen keine Schutzvorrichtungen, kein Fangnetz,) auch das nächste Mal werden sie ihn nicht brechen, vielleicht überhaupt niemals.

Und warum diese gefahrvolle Vorführung, die unter Umständen den Tod von drei Menschen herbeiführen kann? Sie sind eine „Nummer“, eine Attraktion auf dem Markt des Nerventizels. Sie haben sich ihre Arbeit selbst erdacht, weil sonst keine Beschäftigung, keine Einnahme für sie sein würde.

Sie mußten etwas „Neues“ riskieren und im Land der schwelgenden Bourgeoisie nicht zu verhungern.

Am Oberen Karaman.

Als Koltischal sich Samara näherte, las die Bevölkerung des Mannheimer Steppenrayons aufmerksam und mit feinstem Vorgefühl die Mitteilungen der damals einzigen Zeitung „der Nachrichten“ durch. Der weitaus kleinere Teil der Bevölkerung, die Kulakenelemente, wartete mit Ungeduld den „regierenden Befreier“ und schmiedete im geheimen schon Pläne, wie sie die Landfrage von neuem entscheiden und unter den nach Sowetsart allzu aktiv gewordenen Bauern wieder „Ordnung herstellen“ möchten.

Die größere Mehrheit der Bauern dagegen erwartete von der Ankunft Koltischals nichts Gutes für sich, und ihre Stimmung sank dementsprechend immer tiefer. In dieser Zeit trat in unserer Gegend Genosse Bartel auf, der im Auftrage des Gebiets-Komitees der RKP in den Dörfern die Feier des ersten Mai (1919) durchführte, und gleichzeitig gegen Koltischal agitierte.

Während nun in Morgentau die Familienväter seinen Bericht aufmerksam anhörten und einige Fragen stellten, stand die Sache in Rosendamm etwas anders.

Hier darf nicht vergessen werden, daß Rosendamm, welches in der Nähe der Station Pleß liegt und vor allem an der großen Spekulantentrasse Orlow — Plechany liegt, ein klar ausgesprochenes Spekulantennest mit anarchistischen Tendenzen darstellte. Allerdings konnte man in dem ganzen Dorf vielleicht nicht mehr als ein Dutzend wirklicher Spekulanten-Gaie finden.

Handelshäuser für den Auf- und Verkauf von Getreide aufspüren, aber diese Gaie hatten auch eine ziemlich große Zahl der armen Bauern in ihr Netz gezogen, die, wenn sie auch mit Pfunden handelten, trotzdem aufrichtig zu dem Spekulanten standen und auf allen Versammlungen die Linie ihrer „Söhne“ und Kreditgeber durchführten.

Deshalb hatte der Bericht des Genossen Bartel in Rosendamm nur einen mittleren Erfolg. Während Fragen gestellt wurden, bemühten sich einige unter ihnen offensichtlich, die Versammlung zu sprengen, indem sie den systematischen Verkauf der Versammlung störten.

Wie es in jenen Zeiten häufig geschah, wurden die Pferde mit großer Verspätung vorgeführt, was späterhin zu unangenehmen Folgen in Gnadenflur führte. Wer in der Steppe 26 Werst auf einem Leiterwagen gefahren ist, für den ist es nicht verwunderlich, daß man während seiner Fahrt mit seinem Reisegenossen bekannt und vertraut wird und seine ganze Lebensgeschichte erfährt.

Obgleich der Bormarisch Koltischals damals nicht zurückgeschlagen war, und obgleich im Südosten Demikin, der dort seine Freiwilligen-Regimenter reorganisierte, vorwärts marschierte, war Genosse Bartel von dem Sieg der Sowetmacht überzeugt glaubte unerschütterlich an die Solidarität der Werktätigen der ganzen Welt. Den ganzen Weg von Rosendamm bis Gnadenflur besand er sich in einer besonders feiertäglichen Stimmung, die nchher auch auf mich überging. Dazu kam, daß dieser Tag ein selten schöner war, die Felder und Steppe versprachen eine gute Ernte. Unser Kutscher, mit der unvermeidlichen

Pfeife im Munde, lehnte sich im Anfang alle Augenblicke nach uns um. Wir hatten den Eindruck, daß er unsere in der russischen Sprache geführte Unterhaltung nicht verstände, dann aber fing er an, an unserer Unterhaltung teilzunehmen und unterhielt sich mit uns über die Natur und über die Idee der Brüderlichkeit der Werkstätten der Welt. Wie man erwarten konnte, war er ein Bauer mit einem Pferd und beschwerte sich bitter über die häufigen Fahrten, die er mit den Passagieren machen mußte. Die Kulaken sind zu habgierig und haben es auch hier verstanden, die Dekrete und Bestimmungen zu umgehen und nur sehr selten ihre Pferde für die Fahrten herzugeben.“

Erst als wir in Gnadenflur ankamen, merkten wir, daß es hier nicht besonders gut stehe. Der Gnadenflurer Vorrat hatte am Abend vorher den Bürgern bekannt gemacht, daß am ersten Mai Mittags 12 Uhr eine allgemeine Versammlung der Bürger stattfinden werde, wobei er die Bemerkung nicht vergaß: „Wer nicht erscheint, wird bestraft“.

Tamals wurden gerade Sonnenblumen gesät und Kartoffeln gesteckt. Das Wetter war dem arbeiten äußerst günstig. Das waren gerade jene Tage, von denen der Bauer sagt, daß der Tag dem Monat ernährt.

Die Bürger von Gnadenflur erschienen zur angelegten Zeit im Schulhause und warteten mit Ungeduld, während Genosse Bartel sich zu dieser Zeit noch in Rosendamm befand.

Die Stimmung wurde immer nervöser. Es fanden sich einige von den herzhafteren, die auf Grund dieser Stimmung ein ganz bestimmtes Spiel spielten. Sie ließen verlauten, daß diese Richtstuer (Schattenrusscher) herumfahren und nichts tun, und auch andere nicht arbeiten lassen.

Zwei Stunden unnötigen Wartens, und gerade in der schlimmsten Arbeitszeit, das Ohrenzischen der Kulaken und die Unfähigkeit des Vorsitzenden, der es nicht verstanden hatte, die Sache so einzurichten, daß nicht Hundert auf einen warteten,

statt das Einer auf Hundert gewartet hätte, schufen eine ganz bestimmte feindselige Stimmung der nicht organisierten Menge dem Berichterstatter gegenüber.

Kaum fuhren wir in das Dorf ein, als wir auch schon offensichtlich gegen uns gerichtete Ausfälle und sogar Drohungen vernahmen. Es ist klar, daß eine solche Versammlung aufgeregter Bürger nichts Gutes versprach.

Nicht lange sprach der Berichterstatter über Kolttschal und dessen Programm. Von den hinteren Bänken goß der Bürger Deiß sehr geschickt durch seine Zwischenrufe und Entgegnungen Del ins Feuer.

Bei Kolttschal herrscht gute Ordnung, Brot gibts bei ihm genug, die Leute verhöhnt er nicht, aber hier gibts keine Ordnung, und die alten Leute zwingt man die Röhne zu verladen (zu jener Zeit mußten die Margstädter Burschuas die Arbeitspflicht erfüllen) usw.

Alles das wurde natürlich nicht auf einmal gesagt, sondern in Zwischenpausen in den Bericht hineingerufen. Dabei wurde Deiß aufs eifrigste von dem Großspekulanten einem früheren Händler und Kaffen des in Saratow bekannten reichen Freiz Fink unterstützt. Dieser Freiz Fink hatte die Eigenschaft, dem schönen Wort zuliebe auch den eignen Vater nicht zu schonen, und war auf den allgemeinen Versammlungen der erste Streithahn und Schreier.

Den Bemühungen dieser beiden ehrwürdigen Bürger gelang es denn auch, die Stimmung der Menge bis zum Aufbruch zu steigern. Aus verschiedenen Ecken ertönten feindselige Zurufe, während um den Genossen Bartel herum sich ein Kreis gemäßigterer Hörer bildete, die die Sache nüchtern betrachteten. Ihnen allein war es zu verdanken, daß die Menge an dem Berichterstatter nicht ein Lynchgericht ausübte.

Eine hoch gewachsene, kräftige Frau verstand es, sich durch den uns umgebenden Ring hindurchzuzwängen und durch Aufschlagen mit der Faust auf den Tisch ihre Stimmung zu demonstrieren. Gleich und aufgeregte verließ Genosse Bartel die

Verammlung. Den ganzen Mißerfolg schrieb er sich zu und konnte und wollte sich keinen Fehler nicht verzeihen.

In der Geschichte Gnadenflurs ist diese Verammlung nicht deswegen bemerkenswert, weil sie mit einer Schlägerei*enbigte. (Das kam in Gnadenflur nicht selten auch wegen des Schulmeisters vor.) sondern deswegen, weil eine Person in Gefahr geriet, die in Dienstangelegenheiten kommandiert war, und ferner deshalb, weil späterhin der Bürger Deiß seine Schuld vor der Sowetsmacht auskaufen mußte.

Bartel ist nicht mehr unter den Lebenden. Das Geschick wollte, daß er von der Hand der Banditen fiel, die ihm in verfechter Form auch in Gnadenflur drohten.

Aber Deiß und Fink befinden sich auch heute noch wohl und leben in Gnadenflur einen guten Tag. P. M.

Die Steppentönige.

Von S. R.

Schon lange ist es her. Wer heute 60—65 Jahre alt ist und als junger Mensch damals im Grabensfeld am K. Karaman war, der wird mir recht geben, daß die Grabensfelder in jener alten Zeit die besten und fettsten Pferde in der ganzen Umgegend hatten.

Die Pferde war ihr Stolz.

Und in der „Mais- oder Spielstube“ wurde fast nur von Pferden gesprochen. Worüber sollte auch gesprochen werden? Die landwirtschaftlichen Maschinen von heute waren damals noch unbekannt. Und der Traktor kommt heute erst hierher.

Der Kolonist sagte: „Von nix kommt nix!“

Und von „nix“ konnten auch die Grabensfelder Pferde nicht fett werden, wie die damals fett waren.

Da wanderte ein der Nacht oder Abends ein mancher Sack Korn oder Weizen auf den Stallboden unters Heu.

Wenn da die Alten mal in den Stall kamen und fanden im Mist Korn oder

Weizenkörner, da hieß es, diese seien in der Sypreu gewesen.

Jeder wollte die besten und fettsten Pferde haben.

Am Sonntagnachmittag, wenn zu Nacht gefüttert wurde, war es im Grabensfeld Mode, die Pferde mal auf die Straße zu lassen.

Da gabs was zu gucken!

Wie die die Straßen durchrannten! Wie toll! Wer nicht unter den Pferdehuf kommen will, der drückte sich irgendwo an die Wand!

Alt und Jung steht auf der Straße, vorm Tor und laden sich an das Pferdeschauspiel.

Da wurden alle die Grabensfelder beneidet, deren Pferde am tollsten waren und stark kritisiert diejenigen, die Frühjahrssamenweizen aus dem Vorratsmagazin nahmen, deren Pferde auch auf der Straße „Männerher“ machten.

„Dunner!“ rief der lange Hannes seinen Nachbar zu, „guck nur mol do, wie die Märlanzinresser ihre „Männerher“ mache!“

Am Sonntagabend wurden alle Pferde, begruppen, die auf der Straße waren, genau besprochen.

„Des is la Douwelskunst, die füttere auch der Winter dorch n ganzer Umbar voll Frucht!“ hieß es da, mit Bezug auf gewisse Wirte.

Die Grabensfelder waren rechte „Pferdenarren“, wie die Kolonisten sagen.

Da war es auch kein Wunder, daß im Grabensfeld der Pferdehirt mehr galt, als „Kerch und Schul“, Lehrer, Schulmeister oder Pastor. „Die Kerch is ke Krott (Kröte) die hopst net fort!“ hieß es da.

Wenn da mal ein Pferd „sich klagte“, da gabs Unruhe im Hause, wurde aber ein Mensch krank, da hieß es: „Sterben müß m all, awer das arme Vieh, wo sei Not net klage kann, des is was aneres“.

Der Pferdehirt im Grabensfeld starb. Er war sein Lebtag im Grabensfeld Hirt gewesen.

„So krieh' mir keenes mehr“, hieß es überall.

Um einem neuen Pferdehirten anzunehmen, gab's oft Gemeindeversammlung. Da wurde hin- und her gestritten, welcher wohl der beste wäre, von denen, die sich gemeldet hatten.

Es gab heisse Debatten. Der lange Hannes und dr Große fuhren sich sogar einmal auf der Gemeinde an die Kehle. Dr Lange wollte diesen, dr Große einen anderen haben.

Endlich wurde der Beschluß auf den alten Hahneman gemacht.

Hahneman war ein guter Hirte und soll außerdem ein großer Pferdedieb gewesen sein:

Auf den Kolonien war es damals so angenommen, daß die Hirten Frühjahr's sich dünne Kuchen, Speck und Eier und im Herbst, wenn alles eingeerntet war, Korn und Weizen bei den Bauern aufheben konnten.

Außerdem bekam der Pferdehirte noch manches „so unter vier Augen“. Die Grabensfelder waren sehr große „Pferdenarren“. Jeder suchte sich bei dem Hirten anzuschmieren, damit dieser nicht dessen Pferde reit' bei der „Tabun“. Da bekam der Hirte Speck und manches anderes.

Dr Lange hatte mit seinem Zungen Hahneman guten Rauchtabak hinausgeschickt, er sollte nur seinen Fuchs nicht reiten.

Da meinte Hahneman zu seinen Unterhirten: „Ich tät den Längen gern mal selbst reite, aber weil er ent do is, sattelt' mir mol den sai Fuchs.“ Und der Fuchs mußte herhalten. Das kam vor den Längen. Der wurde Hahnemans erster Feind.

Drei Jahre ist Hahneman schon im Grabensfeld. Er ist nicht mehr arm. Er hat sich hinten im Dorf ein hölzernes Häuschen, Stall und Ambar gebaut. Er hat auch zwei schöne, fette Braunen.

Draußen auf der Tabunsteppe steht das Hirtenhäuschen. Dort kann man oft „Gäste“ sehen. Es sind Pferdehirten von den anderen Kolonien, die Hahneman be-

suchen Manchmal stehen da abends sechs gelattelte Pferde.

„Bei Hahneman sind heut wieder Schwärmer“, meinten die Grabensfelder, wenn sie die gelattelten Pferde stehen sahen.

Was mag aber da in dem Hirtenhäuschen vorgegangen sein?

Es war nur bekannt, daß am anderen Tag unweit des Hirtenhäuschens Schafsdärme aufgefunden wurden und der Schafhirte Schafe vermißt; daß in der Nacht an der Schenke im Grabensfeld Reiter gesehen wurden, die mit Schnaps davongejagt waren; daß im Nachbarsdorf Pferde in der Nacht weggenommen sind.

„Das war der Hahneman und die Schwärmer“, hieß es.

Die „Schwärmer“ hießen auch noch „Steppenkönige“.

Und Steppenkönige waren es auch wirklich. Wenn diese zu Gast kamen, hatten sie sich besser getteltet als die besten Bauern.

Kamen jemanden die Pferde weg, ging's zu Hahneman. Da wurde aber nicht gesagt, daß die Pferde gestohlen worden seien.

„Meine Pferde sind wegelaufen, wollt ihr sie nicht suchen, für Geld und gute Worte?“ mußte man sagen.

„Was soll mir mit euch mache?“ antwortete Hahneman gewöhnlich und versprach das Mögliche zu tun. Nach einigen Tagen brachte er die Pferde. Es hatte aber 5 Rubel das Stück gekostet.

Hahneman fühlte sich Herr im Grabensfeld. Er sah, daß man ihn fürchtete. Er wurde dabei auch sehr unerschämmt. Er verstand das „Spaßmachen“ gut und hatte alle Bauern zum besten, machte sich über alle lustig. Und das mußten sich die Grabensfelder gefallen lassen. Wer wollte sich damals mit einem Steppenkönig verfeinden? Die Pferde. . . Die könnten gestohlen werden. . .

Nur unter vier Augen konnte man loslassen. Und da nicht mit jedem.

In den letzten Jahren der Hahnemanszeit kam es mit Hahneman soweit, daß

man schon laut seine Unzufriedenheit über ihn ausdrück

Als er im Herbst von Haus zu Haus fuhr, Korn und Weizen „aufzuheben“ (es war damals eine sehr gute Ernte,) war er so unverschämt, daß er Korn nicht nehmen wollte, weil seine Leute Schwarzbrot nicht aßen. Er verlangte Weizen, und nicht einen oder zwei Eimer voll, wie man gewöhnlich gab, sondern einen Sack voll von jedem Birt.

Einmal kam folgender Fall vor. Ein Bauer fuhr aus der Steppe Heu nach Hause. Die „Tabun“ weidete eine halbe Werst vom Wege ab. Da kam Hahneman auf den Bauer zugeritten. Er machte mit der Peitsche ein Zeichen, er solle halten. Ohne nur ein Wort zu sagen, öffnete er dessen Fedtkiste, nahm ein Weißbrot und den Buttertopf heraus, und ritt mit seiner Beute davon. Sowa nannte man im Grabenfeld „Hahnemanspáhe“. Verfluchter Spáh!

Wenn die Grabenfelder auf der Steppe beschäftigt waren, suchte sich Hahneman jeden Tag jemand, bei dem er sich satt fressen konnte

(Fortsetzung folgt.)

Als ich Soldat war.

Erinnerungen von J. Weber.

Im Januar 1892 fuhr ich bei grim-miger Kälte von Seemann nach Kamyschin, um die Lehrzeit als Rekrut (11 Art Berg-anstiftung) dort durchzumachen. Ich traf dort an 600 Deutsche, und ein 300 Rus-sen. Einer angehenden Kenntnis der rus-sischen Sprache hatte ich es zu verdanken, daß ich als Aufseher über eine Anzahl von deutschen Rekruten, die meinst kein Wort russisch verstanden, bestimmt wurde. „Desjástly“ hieß man mich — war also über 10 Mann gesetzt. Tatsächlich waren es aber nicht 10 sondern 32 deutsche Bur-schen, meist aus Grimm, die ich zu unter-richten hatte. Auf der Straße hatte ich öf-ters, sogar eine ganze Abteilung von un-gefähr 100 Mann zu führen.

Unsere Hauptaufgabe in Kamyschin war das Erlernen der „Kriegskunst“:

Gerade gehn und stehen,
Rechts und links sich brehen;
Hoden, Stampfen, Springen,
„Ore name“ gut singen.
Strohfäde durchspritzen,
Dann und wann auch schiefen.
Warm bei Frost sich pelzen
Und im Schnee sich wälzen.
Abends ruhig sitzen
Und an Raifertiteln schwigen.

Weiter wäre von dieser Vernerei auch nichts zu berichten.

Ich hatte einmal eine Abteilung von ungefähr 100 Mann — alles Deutsche — nach der Küche zu führen. Weil die Deut-schen, außer „Ore name!“, das man auf der Straße nicht singen durfte, kein ein-ziges russisches Lied kannten, mußten sie beständig stillschweigend durch die Straßen marschieren, während die russischen Trup-pen unter den fröhlichsten Gesängen da-hinschritten. „Das ist nicht recht“, mein-ten die Deutschen. „Wann die Russen sin-gen dürfen, so muß es auch den Deutschen erlaubt sein.“ Indem ich den vorderen Reihen den Irrtum dieser Meinung klar zu machen suchte, erscholl auch schon aus den hintersten ein, mir damals ganz un-bekanntes Gassenlied: „Was trug die Gans auf ihrem Schwanz?“ Aus allen Reihen fiel man in die etwas gezogene und recht geleierte Melodie ein, und so schallt der deutsche Gesang, vielleicht zum ersten Mal in Kamyschin weithin durch die Straßen. Auf das Gänselied mar-schierte man natürlich auch im Gänsemarsch.

Wir ahnte, daß dies nicht ungestraft durchgehen würde. Und — richtig! da schritt auch schon unser Feldwebel — der grimmigsten unter unseren Vorgesetzten — auf mich zu. Wo er nur hergekommen sein konnte? Wutschnaubend fuhr er mich an: „Wie könnt ihr euch so etwas erlau-ben?“ Auf dem Bürgersteig stand noch jemand, der wahrscheinlich auch Gewalt über uns hatte. Er rief dem Feldwebel zu: „съръс уѣ по улаце во всю!“ —

Und jetzt ging's „bezw.“ die Straße hinauf, die Straße herab! Nach einigen Touren war ich so erschöpft, daß ich nicht mehr weiter konnte. Ich sprang aus der Reihe und stellte mich auf das Trottoir. Der Feldwebel drohte wohl aus der Ferne mit geballter Faust — ich blieb aber stehen. Meine Kameraden jedoch wurden „geschächet“ so lange sie die Beine tragen wollten.

Als es schon absolut nicht mehr gehen wollte, schien der Horn des Feldwebels nachzulassen. Schweistriefend und tiefatmend standen die Deutschen gelassen da, während der Feldwebel schalt und fluchte.

Zur Küche kamen wir natürlich zu spät und mußten uns deshalb mit den Ueberresten des Mittagmahls begnügen.

Die Verköstigung war dermaßen schwach, daß man sie schwerlich über die 6 Wochen hinaus hätte aushalten können. Dem Geſetze nach hätten wir ja nicht darben brauchen, aber da wurde doch nicht nach dem Geſetz gefragt.

Eines Abends nach dem Verteilen des Brotes — dies Geſchäft hatte ich zu beſorgen — kamen zu mir meine „Untertanen“ mit ihren Brostücken und hielten mir eine Wage vor, mit der Forderung, das Brot durchzuwiegen. Anſtatt der von der Krone beſtimmten 3 Pfund, habe man ihnen kaum 1 ein halb Pfund gegeben. Alles von mir verteilte Brot wurde durchgewogen und wirklich hatte ſelten jemand über 1 ein halb Pfund bekommen. Das fehlende Brot, meinte man, hätte ich geſtohlen. Einige Grimmer Hitzköpfe ſchrien ſich ſchon rote Geſichter an, und ich mußte alles befürchten.

Schnell ſagte ich den Entſchluß, noch an demſelben Abend mit einigen gewählten dieſe heikle Sache im Brotlager unterſuchen zu laſſen. Zufällig waren dort noch einige Unteroffiziere verſammelt. Als ich ihnen die Sache vortrug, fragte man danach, wer die Unzufriedenheit heraufbeſchworen habe. „Sie ſind alle unzufrieden.“

gab ich zur Antwort. — „Das kann nicht ſein.“ ſagte man mir. „Du riegeſt die Rekruten zu einem Aufſtand gegen die Obrigkeit auf.“ Ich verteidigte mich, ſo gut ich konnte, betruerte, daß ich treu und redlich das übergebene Brot verteile, ſo verteile, wie man mir ſtets einſchärfe: aufs Augenmaß, in Gegenwart der Empfänger. Ich ſagte, daß die Brote ſchon vor meinem Abholen fertig gewogen waren und die betreffende Pfundzahl mit Kreide aufgewerkt auf jedem Brotlaibe ſtände, und wenn man eines derſelben auch auf der Wage im Brotlager wiege, ſo ſtimmt es. — In janſteren Tone ſuchte man mir klar zu machen, daß das Brot heiß, wie es aus dem Ofen käme, gewogen werde und daß es dann beim Abfühlen von ſeinem Gewichte verlore, daß es ferner beim zerſchneiden ſich auch verbröckele. Deſwegen könne es nicht erlaubt werden, jedem Rekruten einzeln ſein Brot abzuwiegen. Unſer Befehl ſoll uns, weil es zum erſten Mal vorläme, verziehen werden. Aber wehe, wenn ſo etwas wieder vorkommen ſollte! Jeden aber, der nicht zufrieden ſei, ſolle ich **hierher** ſchicken; da wird man ihm ſeine Portion abwiegen.

Troh, daß wir ſo gnädig durchgekommen waren, kehrten wir in unſer Quartier zurück. Unſer Brot erhielten wir im Brotlager auch fernerhin „richtig“ abgewogen. Aber bei aller meiner und meiner Kameraden Vorſicht, verbröckelte und verdampfte ſich doch von 3 Pfund mindeſten 1 Pfund.

Geradeſo verdunſteten ſich auch andere für uns beſtimmte Nahrungsmittel: Tee, Zucker, Hirſe, Buchweizen und beſonders Fleiſch, das damals etwas teuer war. Bloß das Salz ſchien widerſtandsfähig genug zu ſein, denn geſalzen wurde reichlich. Es koſtete ja auch damals nur 6—8 Kop das Pud.

(Fortſetzung folgt.)